

Cübecker Volksbote

Organ für die Interessen der werksäigen Bevölkerung

Der "Cübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Feiertagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2.40 Mk., monatlich 80 Pf.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Telefon: Ak. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechzehntägige Festschrift oder deren Raum 25 Pf., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 15 Pf., auswärtige Anzeigen 30 Pf. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 31.

Dienstag, den 6. Februar 1917.

24. Jahrq.

Das deutsche Volk im Kriege.

Es war ein erhebendes Schauspiel, das sich am gestrigen Abend den Besuchern der Stadthalle bot. Trotzdem auf alle mögliche Weise Sitzelegende geschaffen wurde, war das geräumige Lokal bis in den letzten Winkel hinein besetzt; hunderte mußten sich mit einem Stehplatz begnügen. Und was war der Anlaß? War es die heitere Muse, welche die Tausende herangelockt hatte, oder war es ein Konzert mit einem weltbekannten Solisten? O, nein! Gestern diente die Stadthalle anderen, ernsteren Zwecken. Die Veranstaltung war eine Heerschau über denjenigen Teil der Lübecker Bevölkerung, der fest zur Sache des deutschen Volkes in seinem Ringen um seine Existenz stehend, die kriegsverlängerten Groberrungspläne der Annexionsisten erwirkt. Und es war eine glänzende Heerschau, auf die die Lübecker Sozialdemokratie stolz sein kann. Es traf sich gut, daß wenige Tage vor dieser Versammlung die Altdutschen und Überannexionisten Lübecks auch eine Art Heerschau über ihre Männer abhielten. Wie läßlich fiel diese aber aus gegenüber der gestrigen Veranstaltung. Hier mindestens ebensoviiele Tausende, als dort Hunderte. Mögen sich diejenigen Leute, die in Telegrammen und sonstigen Ergüssen an hochstehende Herrschaften den Anschein zu erwecken versuchen, als stände die Bevölkerung Lübecks hinter ihren annexionistischen Plänen, sich einmal klar werden darüber, daß sie den Namen der Lübecker Bevölkerung missbrauchen, daß sie — deutsch gesprochen — schwindeln. Der überwiegende Teil des lübschen Volkes will von den Annexionisten nichts wissen; er verachtet deren kriegsverlängernde, hegnerischen Pläne. Er macht sich die Worte Scheidemanns zu eigen: Was französisch ist, soll französisch, was belgisch ist, soll belgisch und was deutsch ist, soll deutsch bleiben.

Es war eine scharfe, aber notwendige Abrechnung, die gestern der Genosse Philipp Scheidemann als Redner des Abends in musterhaften, glänzend stilisierten Ausführungen mit den großen und kleinen Widersachern der Sozialdemokratie und mit den Gegnern eines Verständigungsfriedens im Reiche und in Lübeck hielt. In ernsten, eindringlichen Worten schilderte der Redner den Ernst der Lage, in der sich Deutschland und seine Verbündeten befinden und das Verbrecherische derjenigen, die durch Entwicklung und Propagierung ihrer annexionistischen Pläne den Krieg verlängern helfen. „Der Kampf geht auf Leben und Tod.“ Daher wir in diesem Kampfe nicht unterliegen dürfen, das wies der Redner in überzeugender Weise nach. Die Sozialdemokratie steht in diesem Kampfe auf der Seite des Vaterlandes, dahin wirkend, daß ein Friede der Verständigung, nicht der Vergewaltigung zu stande kommt. Die Völker wollen einen solchen Frieden. Die Deutschen haben einen glänzenden Sieg errungen, wenn sie das, was die anderen wollen, vereiteln; kommen doch auf jeden deutschen Soldaten 4 feindliche Krieger. So kennzeichnete der Redner die Situation und er sprach wohl selbst der Mehrzahl der gestern erschienenen bürgerlichen Versammlungsbesuchern aus dem Herzen, als er die Versammelten aussorderte, bis zum leichten Atemzuge für einen Frieden der Verständigung und gegen die Annexionsbestrebungen unverantwortlicher Heimkrieger zu wirken.

In treffenden Worten erinnerte der Redner, im Anschluß an die diesbezüglichen Worte des Reichskanzlers von der Neuorientierung und der Gewährung freier Bahn für jeden Tüchtigen, die herrschenden Klassen an ihre Pflicht nach dem Kriege dem deutschen Volke gegenüber; der Grundtag müsse sich Bahn brechen: Gleiches Pflichten, gleiche Rechte!

„Ein Volk und ein Sieg! Frieden, Brot und gleiches Recht, gesichert Land vom Fels zum Meer, für ein freies deutsches Volk!“ In diese Schlusssätze sah der Redner seine mit stürmischem Beifall belohnten interessanten Ausführungen zusammen.

Wir lassen nun nachstehend den Versammlungsbericht folgen:

Genosse Scheidemann führte aus:

Die Zeiten, die wir seit 25 Jahren durchlebt, sind das Schlimmste, was einem Volke passieren kann. Ein so teurbares Kapital belohnte interessante Ausführungen zusammen.

sordert, geht in allen Ländern in die Millionen, die Zahl der Toten hat wohl auch in Deutschland längst die Million überschritten, gar nicht abzuschätzen ist die Zahl derer, die als Invaliden aus dem Kriege heimkommen. Kein Mensch vermögt zu übersehen, was der Krieg an Kulturgütern bisher verwüstet hat. Nichts ist deshalb kostbarer, als die bange Frage auf allen Lippen, wie lange dieses entsetzliche Morden noch dauern soll. Und dabei haben wir das Fürtharste noch vor uns. Alle die Opfer, die wir bisher gebracht haben, alle Kämpfe, die die Soldaten durchstehen mußten, werden perfidmachen gegen die neuen Offensiven, die auf allen Kriegsschauplätzen zu erwarten sind. Das, was unser Volk in den nächsten Monaten wird leiden müssen, wird schlimmer werden, als alles bisher Dagewesene. Den Frauen braucht ich sicherlich nicht zu sagen, wie schwer die Zeiten sind, die für Essen und Kleider und Schuhe sorgen sollen und nicht wissen, woher sie es nehmen können. Wenn ein Krieg jahrelang dauert, von der Landwirtschaft die besten Kräfte fordert, und der auch alles frißt, was früher dem Erdboden als Nahrung zugeführt wurde, wenn dies alles nach Jahren fehlt, kann der Boden nicht mehr alles bringen wie bisher. Die Einfuhr ist schlecht, die Hungerblöße Englands hat gewirkt, es wäre verkehrt, es bestreiten zu wollen. Deutschland ist angezwungen auf die Einfuhr großer Massen von Nahrungsmitteln, von Getreide, Fleisch, Bier, von dem wir kaum noch kleine Quantitäten erlangen. Und die Hungerblöße wird noch schärfer werden. Auf der andern Seite vermehren sich unsere Granaten fortgesetzt, kein Mensch kann dafür garantieren, daß es bei den bisherigen Zahlen bleiben wird. Der erste hat sich schon angekündigt, die diplomatischen Beziehungen sind gestört, obwohl noch nicht feststeht, ob er aktiv eingreifen wird. Da wird ein verständiger Mensch im Bunde darüber sein, daß es auf Leben und Tod geht. Es ist deshalb Wahnsinn, wenn Schwägeren verbreitet werden, auch in Lübeck, daß Deutschland den Krieg nicht beenden dürfe, ohne bestimmte Eroberungen gemacht zu haben. Der Lübecker Presse, die sich in den Dienst der Annexionspolitiker stellt, sagt hierzu den besten Dank für die große Reklame für diesen Abend, die allerdings wohl überflüssig gewesen wäre.

Welche Bewandtnis hat denn die Eroberungspolitik? Nichts kann die Kraft des deutschen Volkes mehr schwächen, die Lebensinteressen Deutschlands mehr gefährden, als die Rederei von Eroberungsabsichten. Deutschland ist einig in den Kampf eingetreten, in dem unerschütterlichen Willen, die Vernichtungsfähigkeit unserer Gegner zuhanden zu machen. Deutschland führt einen Verteidigungskrieg unter der vom Kaiser ausgegebenen Parole: „Uns treibt nicht Eroberungswut“. Wir kämpfen um den Boden, auf dem unsere Vorfahren lebten. Darin besteht keine Meinungsverschiedenheit bei uns. Wir sind entschlossen, alles aufzubieten, um aus dem Kriege unverletzt an Land und Volk, unverletzt in unserer politischen Selbständigkeit herauszutreten. (Bravo!) Aber es wird ein Kell in diese Einigkeit getrieben, wenn verlangt wird, daß der Krieg nicht beendet werden dürfe, bis bestimmte Pläne einiger Personen erreicht sind. Das deutsche Volk ist bereit bis auf den ärmsten Arbeiter, an dem Reich und Regierung schwer gefündigt haben, alles herzugeben, um Volk und Heimat zu sichern. Bequemt man aber in die Seele des Volkes Zweifel zu legen, daß es nicht kommt um sich zu verteidigen, sondern um Belgien, Nordfrankreich und Teile von Russland einzustufen und dazu joudfoiel Milliarden Kriegsentnahmefähigkeiten herauszuholen, dann wird die Einigkeit gelöst. Ich und meine Freunde führen den Kampf für die Unabhängigkeit des Landes bis zum letzten, aber auch mit der gleichen Energie gegen diejenigen, die mit dem Schicksal des deutschen Volkes Schindluder treiben möchten. Die Reden unserer Eroberungspolitiker wie Cäsar gehen ins Ausland und werden dort zu unserem Schaden verwertet. Das ist das Verbrecherische an dieser Schwägererei.

Wer bald an diesem Kriege ist, ist schwer zu sagen. Wir Sozialdemokraten sehen den kühnsten Teil im Kapitalismus (Sicht richtig), der hungrig nach profitabler Weltpolitik treibt. In diesem Sinne ist die herrschende Klasse jedes Landes bestrebt, ihr Gebiet zu erweitern. Diese Weltpolitik hat England dazu gebracht, ein hundertmal grübleres Kolonialreich zu schaffen als das Mutterland umfaßt. Frankreich besitzt ein zwanzigmal größeres Übersees Gebiet, während die deutschen Kolonien nur einmal größer als Deutschland sind. Dieses Streben nach mehr Macht, nach Eroberung von mehr Welt und die damit verbundene Flotten- und Wettfahrt erregte Eifersüchteleien und Neidzonen, das sind die wahren Ursachen dieses Krieges. Gegen diese Kriegsgefahr wandten sich die Sozialdemokraten in allen Ländern, deshalb waren sie für die Ablehnung der militärischen Gardesungen, weil sie darin Ursachen zum Kriege sahen.

Dem Sozialismus ist es gelungen, den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich wegen Marocco zu verhindern, das in anderer Verdient. Jetzt waren wir gegen diese ungeheure Machtswalt zu schwach. Wir können jetzt nicht unterscheiden, ob der Diplomatie keine Mittel mehr zur Verhinderung möglich waren, die Schuld schiebt einer dem andern zu. Von der deutschen Regierung können wir jedoch sagen, daß sie nach unserer Überzeugung das menschenmögliche zur Verhütung getan hat. Sie konnte den Krieg nicht wollen, weil er das größte Verbrechen ist, was jemals Menschen auf sich geladen haben. Deutschland war nicht so auf einen Krieg vorbereitet, wie es immer dargestellt wird, es hat noch kurz vorher eine Kundschaftsmittel an das Ausland abgegeben. Wir kämpfen um die Sicherheit unseres Landes und nun kommen diese Annexionspolitiker und wollen die ganze Welt erobern. Sie versprechen aber nicht im Schüngengraden ihr Blut, sondern ihre Tinte auf dem sicheren Schreibtisch.

Die Eroberung Rumäniens ist ein Ruhmesblatt für Deutschlands Heere, sie machte eine große Hoffnung der Entente zu. Bei dieser Erfolgsgeschichte spreche ich ein Wort des Dankes

an unsere Truppen. Was diese geleistet im Kriege, vermögen wir Mitlebende in der ganzen Größe gar nicht zu fassen, das werden erst unsere Kinder und Enkel ganz würdigen können. Der Dank für unsere Soldaten darf sich aber nicht in Rederei und Schreiberei erledigen, sondern er muß um gesetzt werden in praktischer Taten nach der Beendigung des Krieges. Es ist selbstverständlich, daß diejenigen, die Gesundheit und Leben im Schüngengraden eingebracht haben, den unendlichen Dank des ganzen deutschen Volkes finden. Für die Invaliden, Witwen und Waisen muß gesorgt werden, so gut wie es nur vermögen. Wenn von der Leistung unserer Truppen gesprochen wird, muß man berücksichtigen, daß jedem deutschen Soldaten vier Gegner gegenüberstehen. Wenn es dem deutschen Heere gelingt, die Pläne der Gegner zuhanden zu machen, dann wird der Sieg so groß sein, wie ihn niemals ein Volk seit wie Geschichte schreiben errungen hat, dann brauchen wir nicht vor dem zu reden, was man erobern müsse.

Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie im Kriege ist gegeben: Für die Heimat und das deutsche Volk, nicht für Eroberungen. Er muß beendet werden, sobald das Ziel der Sicherung erreicht und der Gegner zum Frieden bereit ist. Darauf kommt es an. Unsere Preßmenschen und Eroberungspolitiker sollten sehr vorsichtig sein, wenn sie dem Feinde Lügen vorwerfen, denn auch bei uns wird gelogen, nur versteht man im Auslande geschickter zu liegen. Warum halten die feindlichen Völker denn so zusammen? Warum läßt Frankreich keinen Frieden, den es ohne Gebietsabtretung mit Deutschland haben könnte? Dort ist wohl eine große Arbeiterbewegung vorhanden, es fehlt ihr aber die Arbeiterpresse wie in Deutschland, aus der das Volk die Wahrheit ersehen kann, und das einzige große Organ, die „Humanität“, unterstützt die ministerielle Politik. Es fehlt die plattmäßige Ausklärung und die kapitalistische Presse stellt die Lage so dar, wie es ihre Interesse erhebt. Die Forderungen, die in Deutschland von privaten Organisationen aufgestellt werden, verbreitet man in Frankreich als Forderungen der deutschen Regierung. Und was fordern die Wirtschaftsverbände: Belgien wird deutsch, Frankreich bis zur Somme wird deutsch, die Millionen Belgier und Franzosen sollen mit Gewalt zu Deutschen gemacht werden und politisch rechtslos bleiben. Solche Forderungen halten die Gegner zusammen. Genau so wirken die unzähligen Forderungen des Auslandes auf die Deutschen einzig. Dort wirken diese Forderungen um so schwerer, weil unsere Truppen auf fremdem Boden stehen, in diese Lage muß man sich hineindenken. Alle unsere Versuche, in das Ausland hineinzudringen und zu sagen, daß dieses keine Forderungen Deutschlands, sondern unverantwortlicher Vereine und Personen, wie des Bundes der Landwirte und Elaf, seien, sind gescheitert. Das französische Volk glaubt unerschütterlich daran, daß es vorgewagt werden soll, und da gegen wehrt es sich. Hier zeigt sich klar, wie töricht das Geschrei um Eroberungen ist.

Der Hinweis auf die Kriegskarte seitens des Reichskanzlers klang doch nicht so bedeutend, daß das, was von den deutschen Truppen beobachtet ist, deutsch bleiben soll. Denn die Kriegskarte zeigt auch Kolonien und das Weltmeer. Vor dem Kriegsjahr 1914 besaß Deutschland 5000 deutsche Schiffe über dem Meer, die überausjährige Industrieprodukte in alle Welt brachten und mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln zurückbrachten. Heute werden diese Schiffe nicht mehr über das Meer geschickt und das starke deutsche Volk freut sich jedesmal, wenn ein kleines U-Boot nicht von den Engländern abgefangen wurde. Was ist für Deutschlands Handel und Industrie und Arbeiterschaft nützlicher, das freie Meer zu haben oder aber Belgien und Teile Frankreichs mit Gewalt anzusiedeln? Der Reichskanzler hat es sich wohl überlegt, als er von Haupstaedten redete. Sie sollen als Austausch beim Friedensschluß dienen. Wer brauchen also einen Frieden der Versöhnung und nicht der Vergewaltigung.

Was die Annexionen anlangt, so gibt uns Elsaß-Lothringen, gegen dessen Preisgabe ich mich entschieden habe, ein schreckliches Beispiel. Dabei handelt es sich um ursprünglich deutsches Land, noch 1870 haben dort 87 Prozent Deutsche gelebt. Und wie hat diese Annexion auf die Franzosen gewirkt? Von dem Tage der Begnaudie an ging der Revancheszug durchs Land, der nicht verstopft war, bis der Krieg ausgebrochen war. Die ganze Politik in Frankreich war darauf eingestellt, Schulen und Sozialpolitik wurden deswegen zurückschlagen, um die Rüstungen zu betreiben. Dann kam das Bündnis mit Rußland. Es gibt gewiß keinen verständigen Menschen, der glauben kann, daß unter normalen Verhältnissen ein solches Bündnis zwischen einer demokratischen Republik, die trotz auf ihre revolutionäre Vergangenheit ist, und dem Kaiserreich zustande kommen könnte. Es ist nur zu erklären aus dem Streben Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern. Wenn also diefehls sich Frankreich aufspielt, dann kann ich, was würde Deutschland tun, wenn man ihm Ostpreußen, Westpreußen usw. wegnehme? Die Stimmung wäre nicht anders als die Frankreichs 44 Jahre lang. Ein wahnsinniges Risiko würde losgehen, die Sozialpolitik aufzuhören, jeder Pfennig für Rüstungen verwendet. Und in den anderen Ländern wäre es dasselbe. Der Keim zu neuen und noch furchtbaren Kriegen würde gelegt.

Wir Sozialdemokraten haben stets bei der Regierung danach gedrängt, neue Möglichkeiten zur Beendigung des Krieges zu suchen. Wir wiesen darauf hin, daß Deutschland es wohl richten könne, vom Frieden zu sprechen. Es tut mehr, sagen zu müssen, daß sogar sozialdemokratische Minister des Auslandes erklärten, vom Frieden sprechen heiße um Frieden bitten. Dadurch haben wir uns nicht irre machen lassen, und zwar unter Hinweis auf die militärische Lage. In der Note an die feindlichen Staate und an den Kabinett steht der Satz immer wieder, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, der die Sicherung seines Reichs, seine Ehre und Entwicklung gewährleiste. Diese Forderungen auf Unversehrtheit des Reiches, politische Selbständigkeit und Friedenssicherheit stehen im Einklang mit unserer Politik.

Die Eroberung Rumäniens ist ein Ruhmesblatt für Deutschlands Heere, sie machte eine große Hoffnung der Entente zu. Bei dieser Erfolgsgeschichte spreche ich ein Wort des Dankes

Politische Rundschau.

Deutschland.

Erhöhung des Belöhnungsgeldes.

In der Herbsttagung des Reichstages haben die Sozialdemokraten im Haushaltungsausschuss den Antrag gestellt, das auf 1,50 Ml. pro Tag bemessene Belöhnungsgeld für die auf Selbstbefreiung angewiesenen Mannschaften auf 2,50 Ml. zu erhöhen. Der Antrag wurde in der Form angenommen, daß eine allgemeine Erhöhung gefordert wurde. Die Militärverwaltung hat sich mit der Durchführung des Antrages reichlich Zeit gelassen. Erst jetzt, mit Wirkung vom 1. Februar ab, soll das Belöhnungsgeld auf 2 Ml. pro Tag erhöht werden — eine Erhöhung, die als vollkommen unzureichend bezeichnet werden muß. Gleichzeitig bestimmt das Kriegsministerium, daß die Zahl der auf Selbstbefreiung angewiesenen Mannschaften so weit als irgend möglich eingeschränkt werden soll, weil die Truppenlöhne in der Lage sind, für geringeren Preis besseres Essen liefern zu können als der einzelne Mann sich für seine Abfindung kaufen kann.

Eine Antwort an Herrn v. Oldenburg-Tannischau.

Der bekannte Agrarier von Oldenburg-Tannischau hat kürzlich die Behauptung aufgestellt, daß der Preis für Kartoffeln mindestens 8 Ml. pro Zentner betrügen müsse. Daraus erwidert nun im „Reichsbote“ ein „Leser aus dem Osten“ folgendes:

Ein Kartoffelpreis von 8 Ml. würde gewiß zunächst die Kartoffelerzeugung beträchtlich fördern. Die Nachfrage nach Herden von „20 Ochsen“ würde aber sehr groß werden, um mit ihnen den Kartoffelgewinn zu erzielen; der Preis der Ochsen würde auf das Doppelte bald steigen, die Ochsenzahl ein sehr lohnendes Geschäft werden, für dieje würden zuletzt gewiß auch wieder Kartoffeln verbraucht werden. Und die Kartoffelknappheit wäre wieder da, bei einem Preise von 8 Ml. für den Zentner. Nun würde er wohl einen Preis von 16 Ml. vorstellen müssen, um die Kartoffelerzeugung wieder anzuregen.

Herrn v. Oldenburg wird dann nachgewiesen, daß seine Kartoffelrechnung sehr ansehnbar ist; denn die 20 Ochsen, die er angeblich zur Erzielung von 10 000 Zentner Kartoffeln braucht, würden ganz zu unrecht fast ganz auf der Verlustseite gebucht. Sie hätten doch auch nach der Kartoffelsaison ihren Wert noch, und wenn sie nach der Herbstarbeit auf die Last gestellt würden, brächten sie außer Anlagekapital, Zinsen und Mastkosten vielleicht noch einmal einen recht netten Gewinn. Auf Herrn v. Oldenburg werden diese Erklärungen natürlich keinen Eindruck machen.

Kanalprojekte.

Dem Ausbau der Wasserstraßen wird in der nächsten Zeit größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, nachdem von militärischer Seite wiederholt die Wichtigkeit der Ausnutzung der Wasserwege betont worden ist. Die bayerische Regierung hat dem Landtage eine Vorlage zugehen lassen, die als das größte Kanalprojekt Deutschlands betrachtet werden darf. Als erster Teilbeitrag für die Ausarbeitung eines ausführlichen Entwurfs zur Herstellung einer großen Schiffsstraße von Wissensburg bis zur Reichsgrenze unterhält Bayern die Summe von 1 Million Mark aus staatlichen Mitteln bereit gestellt. Damit soll ein leistungsfähiger Rhein-Danub-Wasserweg für den Verkehr zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und den Balkanstaaten geschaffen werden. Der projektierte Großfahrtsweg würde eine Gesamtlänge von 724 Kilometern haben und soll die Möglichkeit bieten, daß Schiffe bis zu 150 Tonnen diesen Weg passieren können. Man berechnet, daß bei ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb in 270 Schiffsstagen jährlich 10—12 Millionen Tonnen Güter befördert werden können. Die gesamten Baukosten werden auf 600 Millionen Mark berechnet. Bei Ausnutzung dieser Wasserstraße werden jährlich etwa 500 000 Waggonladungen frei. Zu den Kosten soll auch das Reich mit herangezogen werden.

In Dresden ist ein Elbe-Oder-Danub-Verein in der Gründung begriffen. Der Verein hat den Zweck, die Herstellung eines Großfahrtsweges zwischen der Elbe und der Donau zu betreiben.

Zur Verstaatlichung des Versicherungswesens.

Bei Steuerberatungen im Reichstage ist mehrmals angesetzt worden, das Versicherungswesen zu verstaatlichen. Auch zu diesen Vorschlägen bot vor allen Dingen der Umstand, daß die privaten Versicherungsanstalten vielfach ganz enorme Gewinne einheimsen. Die Annahme liegt nahe, daß bei dem gewaltigen Finanzbedarf des Reiches nach dem Kriege auch der Gedanke der Verstaatlichung des Versicherungswesens wieder greifbare Gestalt annehmen wird. Der Leipziger Professor Geheimrat Ehrenberg, hat nun dieser Tage in einer Vorlesung an der dortigen Universität sich über die Verstaatlichung des Versicherungswesens geäußert. Er vertritt den Standpunkt, daß man dieses Gebiet der privaten Initiative überlassen müsse, wenn man mit dem Monopol nicht zugleich den Versicherungszwang einführen wolle. Dieser Zwang sei in einigen Versicherungsgarten möglich, aber bei anderen, insbesondere der Lebensversicherung, der Unfall- und Haftpflichtversicherung, soße der Zwang auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Zu befürchten wäre auch, daß eine staatliche Versicherung zwar billiger, aber nicht besser werde. Jede Privatindustrie sei beweglicher, elastischer und zugleich resoluter, für Neuerungen empfänglicher als ein staatlicher Monopolbetrieb. Dem Monopolbetrieb fehle der Stachel der Konkurrenz und die Motivation zur Kritik, auf die der Versicherte bei der Schadensregulierung anwiesen sei. Dies könne durch die Kritik im Parlament nicht in der Weise nicht ausreichend erreicht werden. Geheimrat Ehrenberg geht dann weiter die Behauptung auf, daß ein Ersatz aus einem solchen Monopol, der für die große Geldbedürftigkeit des Reiches erheblich ins Gewicht falle, nicht zu erwarten sei.

Aus Lübeck und den Nachbargebieten.

Diensdag, 8. Februar.

Die Scheidemann-Versammlung, die gestern abend vom Sozialdemokratischen Verein in der Stadthalle abgehalten wurde, gestaltete sich zu einem großen politischen Ereignis für Lübeck. Das zeigte schon der gewaltige Besuch — viele fanden keinen Platz mehr — und die interessante Zusammensetzung der Besucher. Wie nicht anders zu erwarten war, stellte die Arbeiterchaft die weit überwiegende Mehrheit der Besucher. Über aus dem Bürgertum waren alle Kreise vertreten, die Interesse an politischen Dingen und an einer der bekanntesten politischen Ver-

Der amtliche Kriegsbericht.

WTB. Großes Hauptquartier, 6. Febr. (Amtlich)
Weilicher Kriegsschauplatz.

Infolge dunstigen Frostwetters blieb die Tätigkeit der Artillerie und Flieger gering. Nur zwischen Aue und Sonnenburg war vorübergehend der Feuerkampf stark.

Von Erkundungsvorstoßen im Sonnenberger Gebiet, auf dem Ufer der Maas und an der Voerther Grenze wurden über 20 Engländer und Franzosen und einige Maschinengewehre zurückgebracht.

Weilicher Kriegsschauplatz.

Von der Niederrheinischen Küste bis zum Mündungsgebiet der Donau keine besonderen Ereignisse.

Mazedonische Front.

Zeitweise lebhaftes Feuer im Gernabogen und in der Strumaniederung.

Der Erste Generalquartiermeister: Budendorff.

öglichkeiten Deutschlands haben. Mitglieder des Senats, hoher richterliche Beamte, führende Personen der Bürgerschaft, Großindustrielle, Vertreter der Kunst und Wissenschaft waren anwesend. Auch die Altdänen fehlten nicht.

Die Kernpunkte der Ausführungen unseres Genossen Scheidemann waren das folgende. Bekanntnis der Sozialdemokraten zum eigenen Land und Volk, die Ablehnung aller Eroberungspläne und die Forderung auf volle staatsbürgersche Gleichberechtigung. Als der Redner die Anarkisten mit aller Schärfe kennzeichnete, wagte sich von jener Seite kein Widerspruch heraus, der auch unter gegangen wäre in dem Meer der Zustimmung, das dann laut geworden wäre. Als Scheidemann sein 1½ Stundeniges Referat beendet hatte, da zeigte allseitiger und langanhaltender Beifall, daß er den Tausenden, die ihn hörten, aus der Seele gesprochen hatte.

Der Sozialdemokratie wäre natürlich nichts erwünschter gewesen, als wenn sich eine freie Aushandlung an den Vortrag geschlossen hätte. Wie der Vorsitzende, Genosse Möbius, in seinen kurzen Schlussworten ansprach, ist unter den bestehenden Verhältnissen eine solche nicht möglich. Aber der Wille der Versammelten ging klar aus ihrer Zustimmung zu Scheidemanns Rede hervor, das wurde vom Vorsitzenden festgestellt. So war die gefürchte Veranstaltung eine wichtige Kundgebung für die Kriegsziele der Sozialdemokratie.

Der Hering, sein Ende und sein Glück. Zu den vielen Wertheirbungen, die der Krieg im Gefolge hat, gehört auch das weckwürdige Stückel des Hering. In normalen Zeiten hat der Proletarier den Fisch seine Schuldigkeit getan — wie alle Proletarier —, ohne daß er weiter beachtet oder aufgehoben davon gebracht wurde. Es war seine Lebensaufgabe, in Massen gefangen zu werden und zu höchst billigen Preisen — würden wir heute sagen — auf den Markt zu kommen. Als gefälschter und fauler Hering, in geräucherter und marinierter Form war er immer zur Verfügung. Nur wenige haben sich Gedanken darüber gemacht, was für ein edler und feiner Fisch er war. Einem kenne ich, der schon Jahren gesagt hat: Der edelste Fisch ist der Hering; wenn der Hering so feuer wäre, wie die Forelle, dann erft würde man ihn nach seinem wahren Werthe zu schätzen wissen. Aber die anderen verpreisten ihren Hering meist ohne Dankesfindung oder Werterhöhung. Denn er war immer da und wußte sich nicht in Preis zu setzen.

Der Krieg hat dies Verhältnis von Grund aus geändert. Der Hering hat eine unerhörte Karriere gemacht. Zunächst blieb er noch lange die Zuflucht des immer ärmer werdenden Mittel- und Kleinstücks. Freilich, er fiel dabei im Preis, aber er war doch noch da, sofortig immer willig, sich verpreisen zu lassen. Seither wurde er dann selbstdewohnt und stellte immer höhere Ansprüche. Früher hatte er 10, 20 und 30 Pf. gefestet — je nach seiner besonderen Herkunft. Allmählich stieg er auf 50, 60 und 80 Pf. Aber er war immer noch da, und als die Kriegszeit endlich prähistorisch geworden, gab es immer noch den selt. und teuren Kleinstück Hering. Aber schließlich knappte er in vollen Großraumabsatz über. Schon vor einigen Wochen hat mein Heringsschlüssel 90 Pf. für einen grobgerogenen Salzhering bezahlt müssen und die geräucherten Lachsgeringe kosteten die letzten Wochen 80, 90 Pf., dann 1 Mt., dann 1,20 Mt. Dazwischen kamen immer aufwärtssteigernde Preise, wo es gar keinen zu Ende und dann hatte der Hering wieder einen hübschen Sprung gemacht. Das sonst so befriedigte Tier war nicht wieder zu erkennen: sogar nachts läuft er sich als Karriereleiter.

Raum waren abends die Läden geschlossen, so trat eine merkwürdige Heringswanderung ein, aus dem Kasten zu 80 Pf. truderten die jetzt geadelten Herren von Hering in ihrer goldenen Rüstung in die zu 90 und am nächsten Tage zu 1 Mt. und erst bei 1,20 Mt. machten sie vorläufig eine gewisse Aufstandspause — immer dieselben Heringe, die inzwischen höchstens älter und trügerisch geworden waren. Nun aber kommt das Sonderbarste: ein erstaunlicher Umsturz, eine glänzende Bestätigung der immarinen Dialektik: auf der höchsten Stufe negiert der Hering sich selbst, er hört auf, eine obhutreiche Sache zu sein, er verflügt sich zum reinen Egoismus, der jeden Kompromiß mit der gemeinen Weltlichkeit ablehnt, er läuft zum Heringshimmel, er verschwindet.

Kein Hering ist mehr zu finden. Der Hering hat den Rekord aller anderen Fischkonkurrenten geschlagen: er ist unbeschreibbar geworden. Er rächt sich für die jahrhundertelange Unterdrückung. Wie es so oft geschieht, wird er erst voll erkannt, wo es zu spät ist, wo also viele Tränen um einen teuren Lachsstücke (Einkaufsreihen rinnen). Wir sind um eine schöne Erinnerung reicher und um einen guten Imbiss ärmer. R. i. p. (Ruhe im Frieden).

Salzt-Siedröhren ein! Der Kriegsausschuk schreibt: Da die Siedröhren sich wie alle Feldfrüchte in diesem Jahre schlecht halten und leicht dem Verderb ausgekehrt sind, seien die Haushalte erneut darauf hingewiesen, die jetzt nicht im Haushalt zu verwendenden Röhren entweder zu dörren oder einzuhäuten. Leider beide Arten der Aufbewahrung für längere Zeit sind bei allen Kartoffelhändlern Vorschriften zu entnehmen. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß für das Einholzen auf 100 Pfund fertig gekochte rohe Siedröhren 5 Pfund Salz gehören, zu 20 Pfund also 1 Pfund. Eingesalzene Röhren bilden ein sehr schwachhaftes Nahrungsmittel und sind auf mancherlei Art verwendbar.

Schaut die Saatkartoffeln! Es macht in diesem Jahre ganz besondere Schwierigkeiten, die Menge von Saatkartoffeln zu beschaffen, die notwendig ist, um die zur Verfügung stehenden Landwirte zu befriedigen. Es kann deshalb nicht dringend genug geworben werden, die für Saatwiede zurückgelegten Kartoffeln bei der im Haushalte zu verwebenden. Wer es trotz aller Warnungen tut, kann unter den obwaltenden Umständen nicht darauf rechnen, daß ihm Erfolg für Wintersnahrung irgendwie zur Verfügung gestellt werden kann. Unsere Wintersnahrung verlangt gebürtig, auch für die tünftige Zeit des Sommers, Herbstes und Winters einen genügenden Vorrat an Kartoffeln sicher zu stellen.

Beratungen und Vorträge. Unter Aushebung der bis jetzt erlaubten Verordnungen über Versammlungen und Vorträge

wird auf Grund von § 9b des Gesetzes über den Belagerungs- aufstand vomstellvertretenden Generalquartier, in Altona folgendes bestimmt: 1. Öffentliche Versammlungen, politischer Parteien oder diesen gleichzustellender Vereinigungen sind untersagt; jedoch findet dieses Verbot auf die im Geiste der Verordnung des Gesetzgebers vom 28. Juli 1916 bezeichneten Versammlungen keine Anwendung. 2. Offizielle Versammlungen, der Ortspolizeibehörde. Die Genehmigung ist spätestens 48 Stunden vor Beginn der Versammlung einzuholen. Die Erteilung oder Verweigerung der Genehmigung erfolgt durch die Ortspolizeibehörde eigener Verantwortung. 3. Nichtöffentliche Versammlungen, die von politischen Vereinen oder zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten einberufen werden, bedürfen keiner Genehmigung, sind aber vom Vorstand oder vom Einberufenden mindestens 48 Stunden vor dem Beginn der Versammlung unter Angabe des Ortes, der Zeit, des Verhandlungsgegenstandes und der Redner bei der Polizeibehörde schriftlich anzugeben. 4. Nichtöffentliche Versammlungen, die nicht zu den unter 3 bezeichneten gehören, bedürfen weder einer Genehmigung noch unterliegen keiner Anzeigepflicht. 5. Soll ein Vortrag gehalten werden, in dem militärische oder diesen gleichgestellte Angelegenheiten erörtert werden, ist der Polizeibehörde — auch im Falle 4 — spätestens 48 Stunden vor Beginn des Vortrages nachzuweisen, daß er vomstellvertretenden Generalquartier genehmigt worden ist. Wird die Genehmigung nicht nachgewiesen, hat die Polizeibehörde den Vortrag zu verhindern. Die den militärischen gleichgestellten Angelegenheiten sind namentlich jolte, die eine Gefährdung des Burgfriedens, oder eine Beeinträchtigung der außerordentlichen Stimmung oder des Willens zum Durchsetzen verursachen können. 6. Die Ortspolizeibehörde kann, wenn sie gegen eine — öffentliche oder nichtöffentliche — Versammlung Bedenken hat, dem Vorstand oder Einberufener entgegen, diese Bedenken durch Einholung bestimmter, ihm vorzulegenden Bedingungen zu bejettigen. Solche einzelne oder nebeneinander aufzuerlegenden Bedingungen sind namentlich: Verpflichtung des Einberufers für Ruhe, Ordnung und Sicherheit vor, in und nach der Versammlung Sorge zu tragen; Vorlegung der Dispositionen oder Handbücher der Reden (außer Fall 5); Verbot der Aussprache (Diskussion); polizeiliche Überwachung. 7. Sollte sich der Vorstand oder Einberufener weigern, auf die für notwendig gehaltenen Bedingungen einzugehen oder erscheint selbst die Bedingungsweise Zulassung der Versammlung nicht möglich, so ist — wenn es sich nicht um eine nach Abschnitt 2 genehmigungs- pflichtige Versammlung handelt — ein Verbot desstellvertretenden Generalquartiermandos zu beantragen. Bei Gefahr im Verzuge ist die Ortspolizeibehörde ermächtigt, das Verbot selbst zu erlassen und die Genehmigung desstellvertretenden Generalquartiermandos nachträglich einzuholen. 8. Welche Versammlungen der Überwachung durch einen uniformierten Beamten bedürfen, hängt von dem Erreichen der Polizeibehörde ab. Werden in einer durch einen uniformierten Beamten überwachten Versammlung die nach Abschnitt 6 aufgelegten Bedingungen nicht eingehalten, oder werden die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung in anderer Weise gefährdet, so ist die Versammlung aufzulösen und die nachträgliche Zustimmung desstellvertretenden Generalquartiermandos zu dieser Maßnahme einzuholen. Wird — etwa durch Vertrauliche — bekannt, daß eine nicht durch einen uniformierten Beamten überwachte Versammlung einen bedenklichen Verlauf genommen hat, ist dem hierfür Verantwortlichen in künftigen Fällen mit entsprechend größerer Vorsicht (Verstärkung der Bedingungen, Verlängerung der Genehmigung überhaupt oder Verbot gemäß Abschnitt 7) zu begreifen.

Arbeitssekretariat. Die Zahl der Besuche belief sich im Monat Januar auf 1820 (116), die der Besucher auf 1466 (1210).

Die eingetragenen Bahnen sind die des vorangegangenen Monats. — Davor kamen in derselben Sache wiederholte 122 Personen. — Davor kamen im Januar 118 neue Fälle bearbeitet worden. Auskünfte wurden verteilt 1892 (116), darunter nach außenwärts schriftlich 90 (50). Von den Besuchern waren organisiert 280 (144) Personen, und zwar gewerkschaftlich 184 (102); gewirtschaftlich und politisch 162. Unter den verbleibenden 1126 Nichtorganisierten befinden sich 891 Angehörige von Organisationen und 11 Organisationsunkundigen. Dem Geschlecht nach waren von den Besuchern 486 (289) männlich, 980 (507) weiblich. Den Hauptgruppen nach verteilen sich die Besucher wie folgt: Arbeitnehmer und deren Angehörige 134 (102); selbständige Gewerbetreibende, Beamte usw. und deren Angehörige 126 (107); Organisationen — (5). In Lübeck (Stadt) hatten von den Besuchern 1122 (52) Personen ihren Wohnsitz, in Lübeck-Land 150 (124), Oldenburg 81 (44), Mecklenburg 38 (37), Preußen 47 (33), und sonstige 28 (18). Die Auskünfte verteilen sich wie folgt: Arbeiterversicherung (Alters-, Kapital- und Krankenversicherung) 225 (197), Privatangestelltenversicherung 1 (4), Arbeits- und Dienstvertrag 192 (139), bürgerliches Recht 837 (299), Strafrecht 67 (77), Gemeinde- und Haftpflichtige Sachen 542 (427), Betriebs- und Gesellschaftsrecht 1 (1), Arbeiterschwung 2 (2), Privatvermehrung 4 (4), Handels- und Gewerbeleichen 6 (7), Verschiedenes 12 (13). Von den Auskünften machten 837 (337) die Auskunft, der 1. Januar zeigte mit 91 (72) die höchste, der 19. Januar mit 34 (18) die niedrigste Besucherzahl.

19. volksübliches Konzert. Der Abend wird eröffnet mit Webers Ouvertüre zu „Odeon“, der das Brautlied und der Tanz aus Goldmark ein viel gespielten, nun aber zu Kurgäste vergessener Sinfonie „Ländliche Hochzeit“ und Oscar Frieds Phantasie über Motive aus „Däniel und Gretel“ von Humperdinck folgen. Die zweite Abteilung des Abends umfaßt die Ouvertüre „Mignon“ von Thomas, Bizets 2. Orchesteruite zu „Ariette“ und zwei der beliebtesten Walzer Waldreisels, eines der beiden neuere Tanzkompositionen: „Studentina“ und „Schlafqualm“.

w. Wölka. Ein Kind verkrampft. Die Frau des Arbeiters Thielius ging heute morgen zum Milchhof und ließ ihr 2-jähriges Kind in der Wohnung zurück. Als die Mutter zurückkam, stand sie das Kind verkrampft vor dem Ofen liegend. Das Kind war an den geheißen Ofen gefroren, die Kleider waren ganz feucht gefangen und des Kleines ist dann elendiglich verbrannt.

Altona. Neues zur Lübecker Mordtat. Die polizeilichen und gerichtlichen Feststellungen haben mit Sicherheit ergeben, daß es sich bei dem aus Lübecker Gebiet verübten Mord um einen wohlvorbereiteten Raubmord gehandelt hat. Der Wirt Josef Lieb, von Beruf Schweizer (Metzger), hatte, wie schon mitgeteilt, nicht mit dem ermordeten Emma Bauer aus Delmenhorst, sondern auch mit einem in Hamburg an der Uferhäuser beheimateten jungen Mädchen, das zufällig denselben Vornamen hat, ein Verhältnis. Beide hatten er gezeigt, daß er sich mit ihr während ihres Urlaubs verloben wolle. Er hatte aber kein Geld, und nach diesbezüglich geworben war, nach Altona. Am Sonnabend, 13. Januar, traf er hier, der brieflichen Verabredung gemäß, mit der Bauer zusammen. Obwohl sie 70 Mark bei sich hatte, verlaubte er sie sofort, sich telefonisch von ihrer Kleider Wirtin E. noch 100 Pf. zu erbitten. Das Geld traf auch schnell ein. Mit der Auszahlung aus der Post hatte es aber einige Schwierigkeiten, weil die Empfängerin keine genügenden Ausweise bei sich führte. Da half denn Lieb, der sich einwandfrei legitimieren konnte, nach und das Geld wurde ausbezahlt. Nachmittags gegen vier Uhr erschien das Paar im Hotel „Holsteinischer Hof“ in der Nähe des Altonaer Hauptbahnhofes, wo Lieb für sie und seine Begleiterin die er als seine Frau bezeichnete, ein Zimmer nahm und bestätigte bemerkte, daß er einige Tage zu bleiben gedenkt. Das Essen wurde auf dem Hotelzimmer eingenommen, ebenso am anderen Morgen der Kasse. Das Paar blieb bis spät abends im Hotel, als Lieb dem Wirt erklärte, daß er mit seiner Frau doch schon

wollte reisen wolle. Er bat um die Hotelsrechnung, bezahlte die Summe — 18 M. — und entfernte sich dann mit seiner Begleiterin. Beide haben sich darauf nach Lübeck begeben, das Lieb genau kannte, weil er vor dem Kriege bei einem dortigen Gutsbesitzer als Schweizer tätig gewesen war. Hier führte er die Bauer auf einen sogenannten toten Weg, erstickte sie, nahm einen Teil ihrer Sachen, vor allem die Reisschale, an sich und begab sich dann zu einer Cousine seiner anderen Braut, die im Stadtteil Farmskittel in einer Wohnung wohnt. Er entschuldigte sich seines späten Eintreffens wegen und sagte, die Zugverschiebungen in dieser Zeit seien schuld daran. Nachdem er sich einige Zeit mit der Frau unterhalten, legte er sich in einem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, schlafen bis zum andern Morgen um sechs Uhr. Von irgendwelcher Aufregung merkte ihm die Frau weder am Abend noch am Morgen etwas an. Kurz bevor er morgens fortging, suchte er die Frau zu bestimmen, die Verlobungsringe zu laufen, und er bat ihr das nötige Geld an. Die Frau meinte aber, es sei doch besser, wenn er die Ringe mit Emma zusammen lasse. In Altona ließ Lieb dann den Frühzug, der nach Süden fährt. Kurz vor der Abfahrt sah ihn das Zimmermädchen aus dem Hotel, in welchem er mit der Ermordeten gewohnt hatte. Das Mädchen grüßte ihn und wunderte sich, daß er allein war und seine angebliche Frau nicht bei sich hatte. Als der Altonaer Kriminalbeamte Kable mit mehrfachem Vorbehalt in Marktloherdorf im Allgäu.

dem Wohnort der Eltern des Mörders eintraf, war Lieb gerade einige Stunden früher abgefahren. Seinen Eltern, brauen Leuten, hatte er gelagt, die Jüge hätten jetzt soviel Verspätung und er müsse deswegen einige Tage früher zurückreisen. Auch hier war er keine Spur von Aufregung gezeigt. Schnell wurde die Münchener Bahnhofsschörde verständigt, und so konnte Lieb kurz voran, als er die Lohnzeiterreise passierte, festgenommen werden. Im Afang leugnete er hartnäckig. Er sprach immer von einem fremden Matrosen, auf den er auch schon in einem Briefe, den er nach der Tat an die Wirtin der Ermordeten schrieb, hingerichtet hatte. Schließlich mußte er aber eingräumen, daß dieser Matrose nur in seiner Phantasie existierte. Dann versuchte er, die Tat als einen Akt der Stolzheit hinzustellen. Die Bauer sollte ihn nach seiner Erzählung mit einer Schußwaffe bedroht und auf ihn geschossen haben, worauf er mit dem Messer blindlings auf sie losgestochen habe. Dann sollte es nur eine Kinderwillkür gewesen sein, bis er das Mädchen von der Schiezeret ganz preisgab. Lieb ist 26 Jahre alt, also drei Jahre jünger als die Ermordete war. Seit 1914 diente er bei der Marine. Kurz nach seiner Einberufung desertierte er. Nach seiner Festnahme wurde er zu sechs Monaten Festung verurteilt und in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt. Inzwischen hatte er sein Mützenband aber schon wieder erhalten. Der Geburtsort des Mörders ist Oberbach im Bezirk Kempen.

Wahlen. Bei der Städtewahl für den im Felde eingesetzten Reichstag haben die Deutschen für die bevorstehende Wahl den Grafen v. Bernstorff gewählt. Bei der Hauptwahl im Jahre 1912 wurden dort abgegeben für die Nationalliberalen 7829, für den Weltkrieg 7575, für die Reichspartei 5018, für den Sozialdemokraten 2974 Stimmen. In der Stichwahl siegte der Weltkrieg mit 18089 gegen 11762 nationalliberale Stimmen. Da ein Wahlkampf stattfinden wird, ist die Wahl des Grafen Bernstorff gesichert.

Berantwortlich für die Rubrik „Aus Lübeck und den Nachbargebieten“ und die mit P. L. gekennzeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Gelesene Nummern des „Volksboten“

bitten wir nicht wegzuerben, sondern zur Gewinnung neuer Abonnenten weiterzugeben. Es ist Pflicht eines jeden Parteigenossen, für sein Parteiblatt zu werben.

Bekanntmachung.

Der Verkaufspreis von ganzen oder halben Häuten, Hornhüften, Hälsen oder Klauen darf nach § 2 der Bekanntmachung vom 8. 8. 16. — W. Ch. II. 8887. 16. KRA. — ebenso wie beim Verkäufer oder bei der Gebervereinigung auch beim Vermittler (Kommissionär, Agenten) den vorgeschriebenen Grundpreis nicht übersteigen.

Zwiderhandlungen gegen das Verbot sind strafbar.
Der hellverit. kommandierende General
v. Falk,
General der Infanterie.

2292 Ausschuß für Kriegshilfe.
Die Ausgabe von 7289

Garnets

auf dem Gastronomie-Haus seit auch vormittags von 7 Uhr statt.

Ausschuß für Kriegshilfe.

Die angegebenen Gutscheine zur Entnahme von Kleidungsstücken bei der Firma Bernhardt & Wilde verlieren ihre Gültigkeit mit dem 15. Februar d. J. 7289

Schlitz- u. Schweif-Pferdehaare

46.—55. DM.

Reine Ochsenhaare

3.00—3.50 DM.

Mähnenhaare

3.00—3.50 DM.

Hörn- u. Kugelhaare,
Lange Schnauzenhaare
und köstl. u. Tannenzapfen.

Hausstandslumpen

10.—12. DM.

Knochen 5.—10.—

Lissauer,

etwa gleich angemeldeter
Händler. (7289.)
Al. Schwanen 8.

Säcke und Packlein

Lissauer,

etwa gleich angemeldeter
Händler. (7289.)
Al. Schwanen 8.

Großindustrie und Kriegswirkungen.

Von Richard Woldi.

Preis 10 Pf.

Buchh. Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 46.

Wer sich für die

Geschichte Lübecks

interessiert, der lese die Werke von

Th. Schwartz

Bi der aus Lübecks Vergangenheit

sowie

Heinrich Paternostermäker

eine wertvolle Schrift aus Lübecks
Geschichte im 14. Jahrhundert.

Da der Bezugspreis jetzt bedeutend ermäßigt ist, so ist es jedem möglich diese beiden wertvollen Bände zur Hausbibliothek anzuschaffen. Bestellungen nehmen entgegen unsere sämtlichen Kolporteurs und Zeitungsaussträger sowie die Expedition des „Lübecker Volksboten.“

Fr. Meyer & Co.,

Buchhandlung Johannisstr. 46.

Knochenverkauf.

Mittwoch, d. 7. Februar 1917
Nr. 12601—12900 p. 2—4 U. nachm.
7291 Paul Lohrmann.

Postmitte

großartig hinternd.
Paket 20 Pf.
Ferd. Kayser.



„Unsere Marine“

Zigarette

3 Pf.

einschließlich Kriegsaufschlag

Trotz Steuererhöhung
behalten unsere
Zigaretten ihre alten
anerkannten Qualitäten.

Georg A. Jasmatzi
Aktiengesellschaft



Man abonniert jederzeit auf das
schönste und billigste
Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter

München & Berlin Zeitschrift für Humor und Kunst
Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—

Abonnement bei allen Buchhandlungen und
Postanstalten. Verlangen Sie eine gratis Probe-
nummer vom Verlag. München. Theatinerstr. 47.

Kein Besucher der Stadt München

solle es überlaufen, die in den Räumen der Redaktion
Theatinerstraße 47 befindliche, außerordentlich interessante Aus-
stellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter
zu besichtigen.

— täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Buchhandlung von

Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 46.

Geldpostkarten

5 Brieftaschen u. 5 Kuverts 10 Pf.

Geldpostkarten

10 Stück 10 Pfennig

hält vorläufig

Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co.,
Johannisstraße 46.

Hansa-Theater.

Täglich abends 7 Uhr:

Autoliebchen

Operettenposse. Mus. J. Gilheri.

Verein der Musikfreunde.

9. volkstüm. Konzert

Am Mittwoch, d. 7. Februar
abends 8 Uhr. in der Stadthalle.
Leitung: Dr. Georg Günther.

Weber: Ouv. „Preziosa“ Goldmark: Brautlied und Tanz.
Humperdinck: Fantasie a. „Hänsel u. Gretel“ Thomas: Ouv. „Mignon“.

Bizet: 2. Arlesienne-Suite, Waldteufel: Walzer „Estudiantina“ und „Schlittschuhläufer“.

Stadttheater.

Dienstag, d. 6. Februar 1917:

Anfang 7½ Uhr:

Der fliegende Holländer.

Oper von R. Wagner.

Mittwoch, den 7. Februar 1917:

Anfang 7½ Uhr:

Das Dreimäderlhaus

Operette von Fr. Schubert.

Donnerstag, d. 8. Februar 1917:

Anfang 7 Uhr:

Egmont.

Von Goethe.

Musik von Beethoven.

Der neueste Kriegs-Atlas

mit 52 Karten von allen Kriegsschauplätzen des
Weltkrieges ist eingetroffen. Preis 1.— M.

Buchhandlung Friedr. Meyer & Co.,
Johannisstraße 46.

Der englische Arbeiterkongress.

Die jetzt eingetroffenen englischen Zeitungen geben erst ein anschauliches Bild von den Verhandlungen des Kongresses der Arbeiterpartei in Manchester. Die Telegrammespuren geben den Gang der Verhandlungen und das Kriegsverhältnis der verschiedenen Gruppen nur sehr undeutlich. Doch bleibt leider der erste schmerliche Eindruck bestehen, daß die englischen Arbeiter gegen den Friedensfrieden und für den Krieg bis zum siegreichen Ende sind. Die British Socialist Party hatte eine Entschließung beantragt, in der die internationale Solidarität der Arbeiter erklärt und das Internationale Sozialistische Bureau aufgefordert wurde mit möglichster Schnelligkeit die Friedensbedingungen zu diskutieren. Die Entschließung hatte zwei leidenschaftlich beredte Anwälte, Bruce Glasier und Mac Donald. Bruce Glasier sagte, es würde ein glänzendes Ereignis sein, wenn sich der Kongress zur sofortigen Berufung eines großen internationalen Kongresses bereit erklärte, damit die Friedensbedingungen nicht einzeln von denen festgelegt würden, die den Krieg verschuldet hätten. Nach einigen etwas turbulenten Störungen kam Mac Donald zu Worte, dessen begeistertes Lob Liebnichts von einem Delegierten mit der nächsten Frage unterbrochen wurde: "Was hat er erreicht?" Der ihm folgende Redner T. Shaw spielte einen geschickten rhetorischen Trick aus. Er fragte, wie ein internationaler Kongress stattfinden könnte, wenn die Vertreter Belgien und Nordfrankreichs fehlten; wenn es eine Konferenz gäbe, für die diese Delegierten frei gewählt werden könnten, so ließe sich über den Vorschlag reden. Die Entschließung wurde, wie schon gemeldet, mit 1 697 000 gegen nur 302 000 Stimmen abgelehnt. Der "Manchester Guardian", der just nicht zu den englischen Kriegshelden zählt, urteilt über die Abstimmung: "Jene, die in Heidesland auf eine Schwächung des Entschlusses der Arbeiterklasse, den Krieg zu einem entscheidenden Ende zu bringen, hofften, und jene unter uns selbst, die dasselbe befürchteten, müssen einmal durch die Abstimmung der Konferenz eines Besseren belehrt sein."

Anders aber, als es die Telegramme darstellten, war die Haltung des Kongresses zur Frage der Wiederanfahme der internationalen Beziehungen nach dem Kriege. Zwar wurde die Entschließung, welche die Abhostung eines internationalen Kongresses zu gleicher Zeit mit dem Friedenkongresse ablehnte mit 1 498 000 gegen 696 000 Stimmen verworfen. Aber die Mehrheit ist nur dadurch aufstande gekommen, daß die Vertreter der Bergarbeitergewerkschaft, die 600 000 Stimmen repräsentierten, geschlossen dagegen stimmten, obwohl eine starke Minderheit unter den Bergarbeitern für die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen nach dem Kriege ist. Der "Manchester Guardian" kost sein Urteil über das Stärkeverhältnis der Gruppen, die für die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen nach dem Kriege sind und die dagegen sind, dahin zusammen, daß das Stärkeverhältnis ungefähr so wie in Frankreich ist, wo die Verhandlungen des Internationalen Sozialistischen Bureaus definitiv nur mit der schweren Mehrheit von 1537 gegen 1407 Stimmen abgelehnt worden ist.

Auf der Konferenz rückten als Vertreter der französischen Mehrheit Pierre Benoist und als Vertreter der Minderheit Jean Lanonnet, dessen Erklärung zur Landesverteidigung sehr bemerkenswert ist. Er verlangt, daß die Bedingungen der Kriegsführer ohne Vorurteil geprüft würden und erklärte, daß sie inzwischen in der nationalen Parteidoktrin ihres Landes becharren würden. Seit Kriegsbeginn habe die französische sozialistische Partei für die Kriegskredite gestimmt und würde unter solchen Bedingungen dasselbe wieder tun. Jean Lan-

onet betont sich also ausdrücklich zur nationalen Verteidigung und lehnt den Verteidigungsnationalismus, wie ihn in Deutschland die Spartakusleute predigen, mit schroffster Eindeutigkeit ab. Seine Stellung ist von denselben leitenden Grundsätzen beherrscht, die die sozialdemokratische Partei in Deutschland vertritt.

Der Kongress protestiert gegen die Verwendung farbiger Arbeiter in England, sprach sich für hohe Vermögens- und Einkommenssteuer aus und verlangte, daß die Pensionen entsprechend der Kriegsteuerung bemessen werden und von den Unternehmern nicht in die Löhne eingerechnet werden dürfen. Für das Ausland ist am wichtigsten die Debatte über die Stellung der Arbeiterklasse zum Schutzzoll. Der rühmlich bekannte Pazifist Snowden vertrat sich auf den Beschluss der Konferenz, der für die Zeit nach dem Kriege eine Liga der Nationen zur Erhaltung des Friedens verlangte und erklärte, daß eine solche Liga nicht bestehen könnte, wenn die eine Mächtegruppe auf den wirtschaftlichen Ruin der anderen hinarbeitete. Eine Entschließung, welche die Stellung zur Schutzzollpolitik bis nach Kriegsende vertreten wollte, wurde abgelehnt; die Entschließung für den Freihandel und gegen die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz wurde, nachdem sie von dem Vertreter der Bergarbeiter befürwortet worden war, fast einstimmig angenommen. Also hat der Arbeitsminister Hodges mit seiner Schutzzollpolitik eine deutliche Absage erhalten. Freilich darf nicht übersehen werden, daß der Kongress von der Rücksicht des Materials bedrängt, die Schutzzollfrage in aller Hast erledigte und sich mit seiner Entschließung in einen gewissen Gegensatz zu dem im September in Birmingham abgehaltenen Gewerkschaftskongress setzte. Damals wurde ebenfalls eine Entschließung „mit Rücksicht auf die Bemühungen, die Gewerkschaftlichen für eine Aenderung der Wirtschaftspolitik mit dem Schutzzoll als Hauptziel zu gewinnen“ für den Freihandel eingebracht. Der Gewerkschaftskongress stand mit 1 642 000 gegen 619 000 Stimmen die Berufung auf die schutzzollnerischen Tendenzen und erklärte sich für den Antrag des Vertreters der Glassläger J. Stokes, der die Einfuhr von Waren eingefränt oder verboten wissen wollte, die mit niedrigeren Löhnen oder unter schlechteren Arbeitsbedingungen, als in England herrschen, hergestellt werden.

Für die innere Entwicklung der Arbeiterpartei ist noch der Beschluss wichtig, den Einfluß der sozialistischen Partei im Leitenden Komitee zu verminderen. Bisher bestand der Arbeiterkongress aus drei Abteilungen, deren jede ihre eigenen Vertreter in die Leitung wählte: Aus der Gewerkschaftsabteilung, welche weit aus am größten ist und welche gegenwärtig 11 Mitglieder der Leitung wählt, aus der sozialistischen Abteilung, welche drei Mitglieder der Leitung bestimmt, und aus dem Gewerberat und der Arbeiterpartei mit je einem Mitglied. Wallen brachte mit geringer Mehrheit einen Antrag durch, wonach die Leitung, die aus 16 Mitgliedern einschließlich eines Zahlmeisters besteht, nicht mehr nach Sektionen, sondern durch Abstimmung von der Konferenz gewählt werde. Organisationen mit über 500 000 Mitgliedern sollten zu zwei Nominierungen berechtigt sein. Der Antragsteller rechnete die bisherige Wohlfahrt als durchaus undemocraticisch, weil ein Viertel der Leitungsmitglieder von den sozialistischen Parteien bestellt würden, die auf dem Arbeiterkongress nur den fünfundvierzigsten Teil der Stimmen vertraten.

Die Munitionsexploration in England.

Der Londoner Korrespondent des "Algemeen Handelsblad" schickte seinem Blatt eine anschauliche Schilderung der furchtbaren Munitionsexploration und den entsetzlichen Eindruck, den die

Katastrophe auf die Londoner Bevölkerung machte. Der Korrespondent schreibt:

"Wir sahen etwa gegen 7 Uhr abends zu Tisch, als ein donnerartiges Getöse und eine furchtbare Erdbebenung uns aufzehrten ließ. Es kam plötzlich und überraschend. Unser Haus bebte in seinen Grundfesten, die Möbel schwankten. Die Straße füllte sich sofort mit einer dichten Menschenmenge. Die Leute sprachen aufgeregt durcheinander, und alle blickten nach dem Himmel, wo einige sofort nach dem Gedanken einen gewaltigen roten Feuerstein gesiehen hatten, nach Osten hin, nach der City und dem Eastend. Es mußte etwas Schreckliches geschehen sein, denn wenn in meinem Stadtteil (aus der Sicht der Schilderung geht hervor, daß der Korrespondent im Westend wohnt) aufzehn, zwölf englische Meilen entfernt eine derartige Erdbebenung wahrgenommen werden konnte, so mußte es sich um eine furchtbare Explosion handeln, und jeder von uns wußte, daß gerade im Osten die größten und explosionsgefährlichsten Fabriken liegen. Wo die Katastrophe geschehen war, wußte noch niemand. Sehr seltsam aber mußte es zweien sein, denn noch bei uns waren Menschen auf der Straße durch die Erdbebenung umgeworfen worden, Fenster waren gesprungen, Türen aus den Angeln geworfen, und das alles auf eine so große Entfernung.

Im Augenblick schwirrten die wildesten Gerüchte durch die Luft. Die Hauntingsstation sollte explodiert sein; ein anderer erzählte, daß das Parlamentsgebäude in die Luft geslogen sei. Klar war sofort nur, daß das Unglück im Osten geschehen sein mußte, denn mehrere Stunden lang bedeckte im Osten eine riesige rote Feuerkugel den Himmel. Wer auf die Dächer stieg, konnte sehen, daß der Feuerstein über dem Eastend lag.

Die erste zuverlässige Nachricht befagierte dann, daß eine große Fabrik von Explosionsstoffen und Chemikalien, die für das Munitionsministerium arbeitet, in die Luft geslogen sei. Klar war sofort nur, daß das Unglück im Osten geschehen sein mußte, denn mehrere Stunden lang bedeckte im Osten eine riesige rote Feuerkugel den Himmel. Wer auf die Dächer stieg, konnte sehen, daß der Feuerstein über dem Eastend lag.

Die erste zuverlässige Nachricht befagierte dann, daß eine große Fabrik von Explosionsstoffen und Chemikalien, die für das Munitionsministerium arbeitet, in die Luft geslogen sei. Klar war sofort nur, daß das Unglück im Osten geschehen sein mußte, denn mehrere Stunden lang bedeckte im Osten eine riesige rote Feuerkugel den Himmel. Wer auf die Dächer stieg, konnte sehen, daß der Feuerstein über dem Eastend lag.

Die genauen Einzelheiten über den Verlauf der Katastrophe werden in der nächsten Zeit kaum bekannt werden. Fest steht aber schon heute, daß die Zahl der Opfer ungeheuerlich ist und daß der Materialschaden jedes Schwergewichts übersteigt. Gestern in dem abschreckend trübsamen Werter sah man jeden Augenblick einen langen Zug von Motorfahrzeugen durch die schmutzigen Straßen ziehen, die unter den Trümmerhaufen lagen, um die Verwundeten, die unter den Trümmerhaufen lagen, in die Krankenhäuser zu bringen. Man wußt von Hunderten von Toten, und der Bericht des Munitionsministeriums, der nur von 48 Toten wissen will, wird sehr skeptisch aufgenommen. Sicherlich hätte die Explosion noch größere Opfer an Menschen fordern können, wenn man nicht wenigstens einigermaßen vorbereitet gewesen wäre. Der eigentlichen Explosion war nämlich ein Brand in einer Fabrik vorausgegangen, die in unmittelbarer Nachbarschaft des Munitionsfegers stand. Bevor die Hauptexplosion erfolgte, hatten sich also noch viele Personen retten können.

Der Zugang zu den Unfallstätten war gestern und heute äußerst streng abgesperrt. Doch hörte man von Leuten aus der Nachbarschaft grauenhafte Einzelheiten. In einem Augenblick waren durch die Explosionen Fabriken und ganze Häuser in Brand gesetzt und vernichtet worden. In einigen Straßen waren sämtliche Häuser nach rechts und links zusammengebrannt und hatten ihre Bewohner unter den Trümmerhaufen begraben. Ungeheure Massen von Eisen- und Steintrümmer flögen durch die Luft und verwüsteten

Schuld und Sühne.

Roman aus dem Russischen von A. M. Dokojewski.

85. Fortsetzung.

Es war eine große, aber außerst niedrige Kammer, die einzige, die Kapernaum entbehren konnte, zu dessen Wohnung eine verschlossene Tür in der linken Wand führte. In der entgegengesetzten Wand rechts befand sich eine zweite Tür, welche nichts verschloß. Hier war noch eine dritte, die nach einem anderen Zimmer führte. Die Kammer Sonjas war mehr einem Schuppen ähnlich, sie war sehr unregelmäßig vierseitig gebaut, was ihr etwas Sonderbares verlieh. Eine Wand mit drei Fenstern ging nach dem Kanal hinaus und begrenzte das Zimmer ziemlich schräg, infolge dessen der eine Winkel sehr tief in eine dunkle Ecke verließ, sodass man denselben bei der ärztlichen Beleuchtung nicht gut zu erkennen vermochte, der andere war unverhältnismäßig stumpf. In dem ganzen großen Raum befanden sich fast gar keine Möbel. In der Ecke rechts stand ein Bett neben den selben, bei der Tür, welche in das fremde Gefäß führte, stand ein roh behauener Tisch, der mit einer blauen Decke bedekt war; um den Tisch standen zwei geschnitten Stühle. In der gegenüberliegenden Wand, nahe dem spitzen Winkel, befand sich eine kleine Kommode von rohem Holz, gleichsam vermauert in ihrer inneren Leere. Das war alles, was der Raum enthielt. Gestört, zerissen Tapeten verdunkelten die Ecken noch mehr; hier mußte es feucht sein im Winter. Die Wärme war offenkundig, selbst das Bett besaß nicht einmal einen Vorhang.

Schweigend blieb Sonja auf ihrem Besucher, der so aufmerksam und ohne Furcht sich ihr Zimmer betrachtete; endlich fragte sie sogar vor Furcht zu zittern, als könnte sie vor einem Richter und Irrtumsvollstrecker über ihr Gesicht.

"Ich komme jetzt — es ist bereits elf Uhr?", fragte er, noch immer nicht das Auge zu ihr erhebend.

"Ja, es ist so spät," lächelte Sonja. "Ja, ja", rief sie plötzlich, als ob darin der Beweis läge, "Ihr habt mich in meinem Bett die Uhr geschlagen, ich habe es selbst gehört. Ja!"

"Ich bin zum leichtenmal zu Euch getreten, Ihr habt mich dauernd, obwohl ich jetzt auch das erste Mal hier bin. Ich kann vielleicht nie wieder."

"Fahrt Ihr fort?"

"Ich weiß nicht — morgen wird es sich entscheiden —"

"Dann werdet Ihr mich morgen bei Katharina Iwanowna sein?" Sonjas Stimme klang unglücklich.

"Ich weiß noch nicht, das wird sich morgen früh zeigen. Ihr habt mich mir, daß ich gekommen bin, um ein Wort mit Euch zu reden."

Er erhob seinen denkenden Blick zu ihr und bemerkte plötzlich, daß er sie aber noch immer vor ihm stand.

"Weshalb steht Ihr da? Setzt Euch", batte er plötzlich in ganz verdecktem, leisen und freundlichen Tone.

Sie saß sich nieder, während er mit Aufmerksamkeit und fast milde auf sie schaute.

"Wie angegriffen Ihr doch aussieht! Und was Ihr für eine

Hand habt — ganz durchsichtig; die Finger sind wie die einer Toten."

Er nahm ihre Hand, Sonja lächelte matt.

"Sie ist immer so gewesen", sagte sie.

"Auch, als Ihr noch zu Hause wohntet?"

"Ja."

"Nun ja, natürlich", antwortete er kurz, und der Ausdruck seiner Füße, der Klang seiner Stimme veränderte sich plötzlich wiederum; er blieb vor neuem im Kreise umher.

"Habt Ihr dieses Zimmer von Kapernaum gewählt?

"Ja."

"Er wohnt wohl dort hinter jener Tür?"

"Ja! Sie haben auch solch eine Stube."

"Sie alle eine?"

"Alle eine." "Ich würde mich fürchten des Nachts in Eurer Stube", fuhr er ernst fort.

„Kleine Wirtsleute sind sehr gut und freundlich“, antwortete Sonja, die immer noch nicht ihre Ruhe und Fassung wiedererlangt zu haben schien, „alle die Möbel, alles gehört Ihnen. Sie sind sehr gut und ihre Kinder kommen häufig zu mir herüber.“

"Die Sottern doch wohl?"

"Ja. Er stottert auch und ist lahm, seine Frau ebenfalls. Sie stottert eigentlich weniger, sie kann nur nicht fließend sprechen. Seine Frau ist sehr gut. Er war früher Diener, aber als Vater von sieben Kindern — übrigens stottert nur das älteste, die anderen sind alle stark, sie stottern aber nicht. Woher weiß Ihr denn dies aber?" fügte sie mit einiger Verwunderung hinzu.

"Ihr Vater hat mir dieses alles früher erzählt; er hat mir auch alles von Euch berichtet; wie Ihr damals um sechs Uhr fortgegangen seid und um neun Uhr wieder hinkamt, und wie Katharina Iwanowna vor Eurem Bett auf den Knien gelegen hat."

Sonja veränderte sich.

"Ich habe ihn heute gesehen", flüsterte sie süss.

"Den?"

"Meinen Vater. Ich ging auf der Straße, dort, neben der Ecke hin, um neun Uhr; da ging er plötzlich vor mir; ganz wie er sonst war. Ich wollte eben zu Katharina Iwanowna gehen."

"Ihr ginget schlendern auf der Straße?"

"Ja", flüsterte Sonja, sich wiederum verfärbend und den Kopf senkend.

Katharina Iwanowna hat Euch wohl nie geschlagen, als der Vater noch lebte?"

"O nein, was denkt Ihr, ich nein!" rief sie erschrockt auf ihr bläuliches Sonja.

"So sieht Ihr sie also?"

"Sie? Ja ganz ‚wirk‘", versetzte sie schmerlich gedehnt, plötzlich soll Jammers ihre Hände faltend. "Ah, Ihr werdet ne auch — wenn Ihr wüßtet! Sie ist noch ganz wie ein Kind, und Ihr Verstand ist jetzt ganz verwirrt; vom Schmerz. Wie verständnisvoll ist sie jetzt auch, wie großherzig und voll Güte! Ihr

ist nicht von alledem, nichts! Ach!"

Sonja sprach diese Worte wie in Verzweiflung, verzerrt und

leidenschaftlich sich die Hände zerrend. Ihr bleichen Wan-

zen waren jetzt stark gerötet, in ihren Augen glomm der Schmerz. Es war offenbar, wie sie von furchtbaren Folterqualen erschüttert wurde, daß sie sich lebte nach einer Ausprache. Ein untrügliches Leid spiegelte sich auf ihren Augen wider.

"Geht weg! Was denkt Ihr, Herr! Mein Gott, geschlagen! Und hätte sie mich geschlagen, was tut dies? Es wäre nicht von Bedeutung! Ihr wisst nichts, gar nichts! Sie ist ja unglaublich, so unglaublich! Und dazu stark; sie sucht die Gerechtigkeit; sie ist rein und glaubt, diese müsse in jedem wohnen, sie fordert sie. Und qualt man sie, so antwortet sie nicht mit unschönen Handlungen. Sie wird nicht inne, daß es unter den Menschen das Gute nicht mehr gibt, und ereignet sich darüber wie ein Kind, ach, wie ein Kind! Sie ist gerettet, so gerecht!"

"Aber was soll aus Euch werden?"

Sonja blickte ihn fragend an. "Sie sind doch auf Euch angewiesen. Es hat zwar freilich von bisher alles auf Euren Schultern gelegen, und der Verstorbene ist sogar zu Euch gekommen, um sich Geld zum Trunk zu erzielen; aber was soll nun werden?"

"Ich weiß es nicht", brachte Sonja traurig hervor. "Werden sie dort wohnen bleiben?"

"Im weiß es nicht; sie sind schon längst auf Miete; die Hauswirtin hat heute laut gesagt, daß sie längst wiederkommen würde, und Katharina Iwanowna sagt selber, sie wolle keine Minute mehr dort wohnen bleiben."

"Weshalb zieht sie aber so energisch? Saut sie auf Euch?"

"Ach, kreift doch nicht so! Wir leben so allein, so einsam." Söhnchen geriet er in Erregung, sie wurde eifrig, gleich wie ein Kanarienvogel oder ein anderes kleines Vogelchen, das man in Aufzucht gehabt hat. "Wie sollte sie noch leben können? O, die viel hat sie heute Tränen vergossen; ihre Sinne verwirren sich, habt Ihr dies nicht bemerkt? Sie wird traurig; wie ein Kind ist sie außer sich darüber, daß morgen alles hergerichtet wird, das es ein Essen gibt, — sie zerreißt sich die Hände, spottet dabei, weint und läuft plötzlich mit dem Kopfe an die Wand wie in Verzweiflung. Dann beruhigt sie sich wieder; sie hört nur auf Euch! Sie sagt: 'Ja, Ihr seid ihr Helfer waret, und sie gab etwas Geld zu Ihnen; und sie wird, um in Ihre Warte zu zurückkehren mit mir; und sie will eine Wohnsaalfabrik für anständige junge Mädchen errichten, ich soll die Aufsicht führen.' Und beginne bei uns ein schönes Leben, und sie läuft umarmt und küsst mich und glaubt fest an das alles! Sie ist gerecht und treu, und sie ist ein Eben nicht plö

